

Bestellungen auf den
Christenboten nehmen
entgegen die evang.
Pfarrämter in Blu-
menau, São Bento,
Badensfurt, Brusque,
Desterro, Hammonia,
Itoupava, Limbó u.
Santa Izabela.

Der Christenbote

Monatsblatt

Der Christenbote er-
scheint Anfang jeden
Monats und kostet
jährlich 1\$000.

Der Bezugspreis ist
an die betreffenden
Pfarrämter zu
entrichten.

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Sta. Catharina.

Herausgegeben von der evangelischen Pastoral-Konferenz von Santa Catharina.

1. Jahrgang.

Blumenau, im Mai 1908.

Nr. 5.

Freude.

Sollten evangelische Christen noch nichts davon gehört haben, wie sich durch Luthers Werk die Freude in der Welt vermehrte, die echte Gottesfreude? Zwischen dem Katholiken und seiner vollen Freiheit steht immer der Papst, der da spricht: Mir mußt du gehorchen. Zwischen dem Katholiken und seinem wahren Frieden steht immer der Priester, der da spricht: Ich allein darf dich mit Gott versöhnen. Und zwischen dem Katholiken und seiner völligen Freude steht immer — Der Mönch, der da spricht: Ich, ich bin doch allein der rechte Christ! Denkt euch, wir wären Katholiken: mit welchen Gefühlen müßten wir auf unsere Familien blicken? Wir müßten sagen: Ja, das ist ja alles erlaubt und schön, aber eigentlich müßte ich ein Mönch sein! An der rechten sittlichen Kraft hat es mir doch gefehlt, sonst wäre ich ins Kloster gegangen. Daß wir heimgehen können und unseren Kindern in ungetrübter Gottesfreude die Hand auf's Haupt legen, daß wir unserm Gatten in ungetrübter Gottesfreude ins Auge blicken, das verdanken wir dem evangelischen Boden, auf dem wir gewachsen sind, dem Boden, der mit dem Blut evangelischer Bekenner gedüngt ist. Und daß wir an unsere Arbeit gehen können und brauchen nicht zu denken: Ich bin eigentlich nur ein halber Christ und ein halbes Weltkind; daß wir wissen: Es giebt keinen höheren Gottesdienst als die Welt zu erobern für Gott von dem Platz aus, an den er uns gestellt hat; daß wir wissen: Es giebt keinen Gott wohlgefälligeren Heiligenschein als die Treue gegen meinen Beruf, den Gehorsam gegen meine tägliche Pflicht; daß wir wissen: es gibt in der ganzen Welt für mich keine heiligere Kapelle, Gott anzubeten, als meine Werkstatt, mein Arbeitszimmer; daß der große Schatten, den das Mönchtum über das Leben in der Welt warf, hinweggetilgt ist, daß alle ehrliche Arbeit im vollen Licht der großen Gottesfreude geschehen kann, das verdanken wir denen, die einst Gut und Leben geopfert haben für die evangelische Sache; nicht denen, die mit Rom geliebäugelt haben, sondern denen, die gegen Rom verblutet sind.

Friede.

Wenn ein Maler den Frieden malen will, dann malt er nicht etwa das Meer, wie es in erhabener Ruhe daliegt nach gewaltigem Sturm; dann malt er auch nicht eine friedlich stille Waldwiese, auf die der Abendsonnenglanz sich breitet; dann malt er vielmehr eine wilde Schlucht, in der brausende Wasser sich Bahn suchen, aber über der Schlucht ragt ein trutziges Bäumchen und auf dem Baum wiegt sich ein fröhliches Vöglein, das trotz gähnender Abgründe und tosender Wogen seine jubelnden Lieder singt. Das war Luthers Friede. Muß ich noch sagen, warum das Vöglein sich so sicher fühlt über dem Abgrund? Weil es Flügel hat, Flügel, die es, ob Fels und Baum auch in die Tiefe stürzen, unverfehrt und wohlgeborgen hoch emporheben über alle Abgründe. Das war Luthers Friede. „Daß fahren dahin, sie haben's kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben.“ Und muß ich noch sagen, welche Fittiche ihn, je drohender die Gefahren waren, um so sicherer in die Höhe trugen? Es war sein Glaube. Nur eins seiner herrlichen Worte: „Alle, welche glauben, sehen ohne Unterlaß Gottes Angesicht und erkennen, wie Gott lauter Güte ist und sie mit barmherzigen Augen ansieht.“ Und woher dieser Glaube? „Wie du Christum siehst und hörst, so siehst und hörst du wahrhaftig auch den Vater sich erweisen.“ Das ist evangelischer Glaube, das ist evangelischer Friede, das ist evangelisches Leben.

(Aus „Freiheit, Friede, Freude“, Predigt von Pfarrer Dr. Mittelmeyer in Nürnberg.)

Aus unseren Gemeinden.

Erklärung. In Nr. 2 des „Christenboten“ wurde berichtet, daß das Gebiet von Sta. Theresa, die sogenannte Militärkolonie, dem Reiseprediger Hobus zur kirchlichen Bedienung überwiesen worden sei. Eingetretener Verhältnisse wegen ist von diesem Plane Abstand genommen worden, und der Vorstand der Pastoral-Konferenz hat Pastor Zluhan gebeten — und bringt das auf dessen Wunsch hin hierdurch zur öffentlichen Kenntnis — auch fernerhin das ganze Sta. Theresa-Gebiet, einschließlich der drei Orte Bom Retiro, Freguezia Sta. Theresa und Rio Balgo, kirchlich zu versorgen.

Der Vorstand der Pastoral-Konferenz von Sta. Catharina.
Wilhelm Lange, stellvertretender Vorsitzender.

Brusque. In der Nr. 2 des „Christenboten“ berichteten wir von der am 29. Dezember stattgehabten Gründung eines „Evangelischen Wohltätigkeitsvereins“, der sich als nächstes Ziel die Schaffung eines Altenheims für Heimatlose gesetzt hat. Der Verein, dem viele zunächst mit Zweifel, wenn nicht mit Mißtrauen gegenüber standen, hat sich lebensfähig bewiesen und zeigt eine gesunde Entwicklung. Die Mitgliederzahl, die bei der Gründung 50 betrug, ist inzwischen auf 85 gestiegen, die monatlich 42\$000 an Beiträgen aufbringen, wobei Schenkungen und Beiträge an Lebensmitteln u. a. nicht mitgezählt sind. Daß die alte Frau, die wir in unfrem Heim aufgenommen haben, schwer erkrankte und wochenlang sehr schwere Pflege erforderte, hat dem jungen Werk nicht geschadet, sondern im Gegenteil das Interesse dafür angeregt. Der Verein benutzte bis jetzt ihm ohne Mietsentschädigung zur Verfügung gestellte Häuser, wofür den Besitzern derselben, den Herren Peiter in Tijucas und Hoffmann in Brusque, ein besonderer Dank gebührt. Will's Gott, so können wir noch in diesem Jahre an den Bau eines eigenen Hauses gehen. — Etwas länger wird vielleicht die Ausführung eines anderen Planes dauern, mit dem die Gemeinde Brusque umgeht, nämlich die Anschaffung einer Turmuhr. Die bisher dafür gesammelten Gelder, über welche am Schlusse dieses Blattes quittiert ist, sind bei der Sparkasse in Blumenau zinslich angelegt worden.

Santo Amaro. Der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin hat der deutschen evangelischen Kirchengemeinde in Santo Amaro zum Bau einer Kirche 600 Mark, der Centralvorstand des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Leipzig zu demselben Zweck 500 Mark gespendet.

Wir wünschen der kleinen Gemeinde, daß sie bald in der Lage ist, den Bau der Kirche zu beginnen.

Vom Schulwesen in Santa Catharina.

Von P. Dr. Albingen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Diese Gegenleistung an Privatschule und -Lehrer wäre gerecht und billig in Anbetracht der Auslagen, welche der Staat den Privatschulen macht. In diesem Stück bedarf die neue Schulordnung einer Ergänzung. Die Absicht, die Kenntnis der Landessprache in der Koloniezonen mehr zu verbreiten, würde damit noch besser erreicht.

Mit Gewaltmitteln brasilianischen Patriotismus erzwingen zu wollen, wäre sicherlich das Verkehrteste. Man würde dadurch den Kindern die Freude an Brasilien, Staat und Sprache nur verderben. Auf diesem klugen Weg wandelt der staatliche Schulinspektor des größtenteils von Deutschen bewohnten Munizips Santa Cruz in Rio Grande. Er schreibt in seinem Bericht: „Zu meinem größten Leidwesen habe ich bemerkt, daß die Brasilianer im Innern des Munizips zum größten Teil vorziehen,

daß ihre Kinder in der Schule die deutsche Sprache statt der portugiesischen lernen, was für die Lehrerschaft manche Schwierigkeiten hat. Diese ehrenwerten und fleißigen Landsleute verlangen von den Regierungslehrern, daß sie die verschiedenen Fächer in deutscher Sprache lehren. Wenn sie nicht erreichen, daß der Lehrer nachgibt, zeigen sie sich ärgerlich und nehmen die Kinder aus der Schule, um sie in eine andere zu schicken, deren Lehrer vielleicht ihren Wünschen nachkommt." Die Kinder seien in Rechnen, Geographie (besonders von Deutschland), Geschichte, u. i. w. gut gefördert, könnten aber das erste für die Regierungsschulen vorgeschriebene Buch nur mit vieler Mühe lesen. Die Kinder sollen nach dem Grade ihrer Kenntnis der Landessprache eingeteilt werden, damit die nationale Erziehung nicht zu Schaden komme. „Ich lasse keine Gelegenheit vorübergehen, der Lehrerschaft dieser Region immer wieder anzupfehlen, mit größtem Nachdruck das Nationalbewußtsein in unseren Landsleuten zu fördern, die zu Hause, in der Kirche, im Handel, bei der Arbeit, bei den Festen nur eine Sprache hören, welche nicht die des Vaterlands, nicht die ihrer Eltern oder Großeltern ist: es ist die Sprache ihrer weitest zurückliegenden Vorfahren. (!)“

„Um die Vaterlandsliebe zu entwickeln und zu stärken durch den Unterricht, ist es nötig, ja unentbehrlich, daß das Kind den Lehrer nur portugiesisch reden hört, sich in der Schule nur portugiesisch ausdrückt, liest, lernt und seine Lektion portugiesisch her sagt. Den Gebrauch der deutschen Sprache in den öffentlichen Elementarschulen habe ich vollständig ausgemerzt; denn dies verlangt die Bürgerpflicht, das Unterrichtsprogramm und die eigene Zukunft der Schüler.“

Für die anderssprachige Kolonie wirkt eine so geleitete Staatschule nur verdummend und verderblich. Nimmt man hierzu, daß sie religions- und gesangslos ist, so ist klar, daß sie für den Kolonisten wertlos ist. Es müßte denn sein, daß der Kolonist aus den Zwangs- und Polizeistaaten Europas nach Brasilien auswanderte, um dort die „Freiheit“ zu haben, seine besten geistigen Werte zu verlieren.

In seinem Vorgehen will aber jener Schulinspektor nicht etwa eine Beleidigung Deutschlands erblickt haben. Die deutsche Sprache werde ja in mehr als 30 Schulen im Munizip gepflegt mit 1331 Schülern, gegen 1576 in den 34 Regierungsschulen, durch höhere Unterrichtsinstitute, deren Direktoren aus Deutschland kommen, durch die Geistlichen, die von ebendort kommen, durch 2 Zeitungen und selbst durch Ärzte. Er selbst, versichert er, sei ein Bewunderer Deutschlands wegen seines unerhörten Fortschritts, industrieller Entwicklung, militärischer Geltung und seiner großen Männer, die sich in Wissenschaften, Künsten, Politik und Krieg hervorgetan haben.“

Dieser Bericht ist ein höchst bezeichnendes Altentstück nativistisch-lusobrazilischer Schulpolitik und Pädagogik. Die deutschen Zeitungen Brasiliens, voran die „Kolonie“ von S. Cruz haben es auch entsprechend gewürdigt. Diese Zeitung weist hin auf die brasilische Vaterlandslieder, die in großer Zahl auf ein Ausschreiben der Deutschen Turnerschaft von Rio Grande eingegangen und eben veröffentlicht worden sind. Wenn man von diesen Liedern auch das Ueberschwengliche, Manierierte und Gemachte abzieht, was auf Rechnung ihrer Entstehungsart kommt, so bleiben sie doch deutlich Zeugnisse einer großen Staatsstrenge und warmen Vaterlandsliebe. Und warum nun den Patriotismus uniformieren und in Schablonen zwingen! „Man lasse doch jedem, weiß Stammes er sei, die Freiheit, das Vaterland auf seine Art zu lieben und in seiner Weise und Sprache zu feiern!“ Wenn nur, setze ich hinzu, seine Staatsstrenge sicher ist! Das ist bei den Deutschbrasilern der Fall, aber nicht z. B. bei den preussischen Polen. Ist der Staat gefährdet, dann allerdings ist es des herrschenden Volkes Pflicht, mit allen Mitteln die Gefahr abzuwehren, wozu jetzt das deutsche Volk den Polen gegenüber gezwungen ist. Jeder brasilische Staatsmann, ja jeder gebildete Brasilier weiß, daß es eine „Deutsche Gefahr“ nicht gibt. Wenn trotzdem immer wieder davon geredet wird, so liegt der Grund wo anders. Die herrschende Klasse, der Großgrundbesitz und die Beamtenchaft wissen, daß ein zum Selbstbewußtsein heranwachsender Bauern- und Bürgerstand sich nicht mehr so gänzlich und führen läßt, wie sie es haben möchten. Solange die Kolonisten im Ideenzusammenhang mit ihren Mutterländern, die wirtschaftlich, sozial und in gesunder Demokratie weiter vorgeschritten sind, durch die Sprache bleiben, solange lassen sie sich nicht so leicht beherrschen, wie man es gern möchte. Früher waren die Kolonisten für den öffentlichen Geist völlig bedeutungslos, da kümmerte man sich nicht um sie und ihre Schulen, heute sind sie auch geistig und politisch am Erwachen. Da hält man es für besser, sie auf den gedankenlosen Patriotismus des aggregado (Hinterlassen) einzudressieren. Daß paßt nun aber gerade dem germanischen Element ganz und gar nicht,

schon seiner Naturanlage nach, und kann jedem nicht passen, der nach selbständiger Intelligenz und Bildung strebt. Für sich selbst denken ja auch die gebildeten Brasilier der herrschenden Klassen ganz anders. Die eigene Kultur und Sprache genügt ihnen da nicht, sie sind in der Frankreichs wie zu Hause und rufen geschmeichelt Beifall, wenn ein Reisender der französischen Kulturfirma Brasilien als geistige Provinz Frankreichs bezeichnet, wie es jüngst der französische Staatsmann Doumer bei einem Besuche Brasiliens tat. Auch nach England und Nordamerika schicken manche reiche Brasilier ihre Söhne zur Ausbildung. Fern ab von jedem weltpolitischen Beigeschmack handelt es sich in der Sprachenfrage auf brasilischem Boden also um innere wirtschaftliche und soziale Fragen. In derselben Nummer der „Kolonie“ (vom 21. Dezember 07) schreibt aus der Alten Pitade ein Einsender: „Was könnten bei entsprechendem Zusammenschlusse in stärkeren Verbänden die vielen Tausende von deutschen Bauernfamilien leisten! Was könnten sie auf dem Gebiete der Volksschule, was auf dem der Wirtschaftspolitik überhaupt leisten, wenn die ganze große deutsche Bauernfamilie von Rio Grande do Sul — und sie ist in ihren wirtschaftlichen Interessen eine große Familie, — sich einig zusammenschließen wollten.“ Wer nicht am wenigsten Vorteil davon hätte, das wären unsere kirchlichen Gemeinschaften. Der Streit unter uns, die wir Stammesverwandte sind, bringt uns nichts, die Einigkeit bringt uns alles.

Es fragt sich nun, welche Stellung der christliche Deutsch-Brasilier gegenüber dem Staats- oder Privatschulwesen einnehmen soll? Die Fragestellung ist für Protestanten und Katholiken die gleiche; die letzteren haben die Sache schon mit größerer Schärfe aufgeworfen und behandelt, weil sie viel mehr Wert legen auf die konfessionelle Schule als die Protestanten. Der Christ ist dem Staate verpflichtet durch das Wort: „Seid untertan der Obrigkeit!“ Soll er nun eine staatliche Einrichtung wie die öffentlichen Schulen mit einem Programm, wie es der Schulinspektor von Sta. Cruz vertritt, einfach ablehnen und es jedem Gewissenhaften zur Pflicht machen, ebenso zu handeln und an eine Privatschule sich anzuschließen? Im genannten Fall ist dies geradezu Pflicht. Wenn das Privatschulwesen irgendwie vom Staate anerkannt ist, wie es die Schulordnung von Sta. Catharina tut, so fällt ein immerhin peinlicher Umstand weg, daß nämlich die Abwendung von der Staatschule wie eine Art Verachtung der Obrigkeit erscheint. Wir dürfen der Regierung von Sta. Catharina dankbar sein, daß sie uns in dieser Hinsicht keine Gewissensnot bereitet. Wir möchten nämlich die uns zuzugenden Lebensbedingungen mit gutem Recht und gutem Gewissen genießen, nicht durch Nachlässigkeit und Schlenkrian in Anwendung von Verordnungen, die nur auf dem Papiere stehen.

Von solchen Gedanken aus kann man weiter erwägen, ob nicht zwischen Staats- und Privatschule eine andere Art von Schulen in der Koloniezone dem Bedürfnis am besten entsprechen würde, die Verbandsschulen, die den Interessen der Familie, des Munizips, des Staates Rechnung tragen, also nicht rein isoliert und auch nicht allgemein von oben herab schematisiert sind. Die Anregung zu dieser Schulform, welche auch die Ausbildung und Weiterbildung der Lehrer zu übernehmen und leisten hätte, müßte von den Privatschulen, die sich zusammenschließen, ausgehen, durch Bildung von Bezirks- und Gauverbänden, die in einem Landesverband sich vereinigen könnten. Dann wäre zu versuchen, ob die Staatsregierung eine solche Schulorganisation nicht bloß beaufsichtigen und reglementieren, sondern auch unterstützen wollte. Denn sonst bleibt immer eine gewisse Bitterkeit zurück, wenn z. B. im Munizip Blumenau nur etwa 3000\$ Staatsschul-Ausgaben gemacht werden, statt 30000\$, die nach der Bewohnerzahl, und noch mehr, die nach dem Steuerbeitrag gemacht werden sollten. Ein maßvolles, gut begründetes Vorgehen und Ansuchen würde da sicher noch manches erreichen können. Sollte die nähere Verbindung mit dem Staate doch eine Einschränkung des eignen Lebens bedeuten, so können es die Privatschulen immer wieder machen, wie z. B. die Martinschule in Kapstadt, die auf einen großen staatlichen Beitrag verzichtet hat, um frei zu bleiben. Es wird viel davon abhängen, welche Vertretung die Koloniebevölkerung in den Staatsversammlungen (Landtagen) hat.

Will sich der deutsch-evangelische Bevölkerungsteil, als ein lebenskräftiges Sonderglied im Ganzen des Staates und Bundes erhalten, so ist für ihn eine richtige Lösung der Schulfrage die wichtigste Angelegenheit und darum des Nachdenkens und des Schweißes wert.

Ich hatte das Vorstehende fertig geschrieben, da kommt mir in der „Kolonie“ Nr. 13 (30. Januar 1908) eine Einsendung zu Gesicht, die sich ebenfalls mit den Regierungsschulen und dem Bericht des Schulinspektors von Sta. Cruz befaßt.

Sie ist es wert, hier noch angeschlossen zu werden, damit dieser Aufsatz zugleich ein Spiegelbild dessen biete, was über die Schulfrage in den letzten Jahren in deutschen Kreisen Südbrasiiliens gedacht und geschrieben worden ist.

Aus Deutschland.

Ueber die Konfession der Kinder aus Mischehen bringt die Statistik vom 1. Dezember 1905 folgende Zahlen: Es stehen 423 895 evangelischen 321 955 katholische Kinder gegenüber, das sind 56,8 vom Hundert evangelische gegen 43,2 vom Hundert katholische. Im Zeitraum 1900 bis 1905 hat sich die Zahl der evangelischen Kinder in den Mischehen um 41 942, die der katholischen um 27 351 vermehrt. Im ganzen ergab sich bei der letzten Volkszählung für den Protestantismus ein Mehr von 101 940 Kindern gegen 87 351 im Jahre 1900. Trotzdem darf unsere Wachsamkeit gegenüber der in manchen Gegenden immer ernster sich gestaltenden Mischehenfrage nicht nachlassen.

Die Zahl der Uebertritte von der katholischen zur evangelischen Kirche im Jahre 1906 ist in Preußen geringer als 1905 (5012 gegen 5395). Die Abnahme ist zum großen Teile dadurch verursacht, daß die Uebertrittszahlen in Schlesien seit 1905 stark zurückgegangen sind (auf 1789 gegen 2033). Aber auch die übrigen Provinzen haben eine Abnahme zu verzeichnen. Ebenso haben die Uebertritte zum Katholizismus mit 395 die Höhe von 1905 (411) nicht erreicht. Gestiegen dagegen ist die Zahl der Austritte zu den „sonstigen Gemeinschaften“, die 12 007 im Jahre 1906 beträgt gegen 2864 im Jahre 1905 und 2370 im Jahre 1904. Hier weisen die höchsten Zahlen auf: Berlin 3734 (1905: 1684), Brandenburg 2810 (551), Sachsen 2001 (298), Rheinland 1460 (548), Westfalen 903 (475), Schlesien 474 (148).

Große Männer — kleiner Glaube! Unter diesem Titel bietet Divisionspfarrer Reisinger in Heft 20 der von der Agentur des Rauhen Hauses herausgegebenen Sammlung von volkstümlich-wissenschaftlichen Abhandlungen „Sehr und Wehr für's deutsche Volk“ Aussprüche bedeutender Männer, die beweisen, daß die so oft gehörte Behauptung: „Große Männer haben kleinen oder keinen Glauben“ in solcher Allgemeinheit nicht der Wahrheit entspricht. Herrliche Zeugnisse des Glaubens besitzen wir z. B. von Vertretern der Astronomie. Kopernikus (1543), der Luther der Astronomie genannt, sagt einmal: „Wer sollte nicht durch stete Beobachtung und vertrauten Umgang mit der von göttlicher Weisheit geleiteten herrlichen Anordnung des Weltgebäudes zur Bewunderung des allwirkenden Baumeisters geführt werden? Nicht aufs Geradewohl sagt der Psalmist: „Du lässest mich fröhlich singen von deinen Werken und ich rühme die Geschäfte deiner Hände.“ — Wir werden in der Tat durch sie wie auf Schwingen zur Betrachtung des höchsten Gutes emporgetragen.“ — Johann Kepler stimmt in seinem bedeutendsten Werke, der „Harmonie der Welten“, das begeisterte Loblied an: „Groß ist unser Herr und groß seine Macht und seiner Weisheit ist kein Ende. Lobet ihn, Sonne, Mond und Planeten, in welcher Sprache nur immer euer Loblied dem Schöpfer erklingen mag, lobet ihn, ihr himmlischen Harmonien! Und auch ihr, die Zeugen und Bestätiger seiner Wahrheiten! Und du, meine Seele, singe, singe die Ehre des Herrn dein Leben lang! Von ihm, durch ihn, zu ihm sind alle Dinge, die sichtbaren und unsichtbaren. Ihm allein sei die Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit!“ — Dazu das Gebet: „Ich danke dir, Schöpfer und Herr, daß du mir die'e Freuden an deiner Schöpfung, das Entzücken über die Werke deiner Hände geschenkt hast. Ich habe die Herrlichkeit deiner Werke den Menschen kundgetan, soweit mein endlicher Geist deine Unendlichkeit zu erfassen vermochte. Wo ich etwas gesagt habe, was deiner unwürdig ist, oder nachgetrachtet haben sollte der eigenen Ehre, das vergib mir gnädiglich!“ — Auch Newton gehörte zu den aufrichtigen Verehrern und Verteidigern der Gottesoffenbarungen in der Natur. Er spricht: „Die bewundernswürdige Einrichtung der Sonne, Planeten und Kometen konnte nur aus dem Ratsschluß der Herrschaft eines allweisen und allmächtigen Wesens hervorgehen.“ Ebenso demütig anbetend stand er der Heilsoffenbarung gegenüber: „Wir haben Mose, die Propheten und Apostel, ja Jesu Wort selbst. Wollen wir ihnen nicht beistimmen, so sind wir ebensowenig zu entschuldigen wie die Juden.“ — Das ist freilich ein anderer Geist, als der in Säckels „Weltsträßen“.

Aus der katholischen Kirche.

Theorie und Praxis. Im Jahre 1906 erschien in Portugal ein „politisches Handbuch für den portugiesischen Bürger.“ Dort heißt es in dem Kapitel über den Protestantismus: „Eine Form der katholischen Unbuddsamkeit unter uns ist der Kampf gegen den Protestantismus, den man aus Unkenntnis vielfach für eine widerchristliche Sekte hält. Nichts ist verkehrter als das, da die Protestanten gleich uns Katholiken die Autorität der Bibel anerkennen. Aber von ihrem Grundsatz aus, daß allein die Heilige Schrift die göttliche Offenbarung enthalte und daher das Fundament der christlichen Religion sei, behaupten die Protestanten, daß jeder Leser der Bibel imstande ist, die Offenbarung zu verstehen, und daß es dazu nicht der Päpste und Konzilien bedarf.“

Das ist mit erfreulicher Vorurteilslosigkeit gesprochen. Wer aber glauben wollte, daß solche Anschauungen die im portugiesischen Volke herrschenden wären, wird bald eines andern belehrt werden, wenn er die Mitteilungen aus dem 103. Jahresbericht der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft (Berlin 1907) liest. Da heißt es auf S. 27 f.:

„Die römische Kirche beharrt in ihrer feindseligen Stellung gegenüber der Bibel, besonders auf dem Lande. Alle unsere Bibelboten können ein Lied davon singen. 682 biblische Bücher wurden behördlicherseits konfisziert und verbrannt. — Vertrieben wurden von uns 17560 Bücher, etwa die Hälfte davon durch Kolportage. Schmerzlich ist, daß die Zahl unserer Bibelboten von sieben auf fünf zurückgegangen ist. Man kann es aber wohl begreifen, daß die fortgesetzten Drangsalierungen am Ende auch den Stärksten müde machen. So quattierte unser tüchtigster Bibelbote da Silva den Dienst, nachdem er auch in diesem Jahre wieder zweimal festgenommen und eingekerkert war. Kolporteur Correia wurde, als er eines Sonntags vor einer Kirche in Sta. Eufemia auf einige Verwandte wartete, von den herauskommenden „Frommen“ erkannt, angegriffen und gepeinigt. Seinen Ranzen riß man ihm fort und verbrannte ihn auf Anstiften des Priesters, der seine Leute zu der Heldentat noch durch einen Riter Wein anfeuernte. Die Beschwerde des Kolporteurs bei der Behörde blieb erfolglos, wie fast vorauszusehen war.“

Rom ist eben überall dasselbe. In seinen Worten fließt es über vom Honigseim buddsamer Versicherungen, in seinen Taten aber beweist es unbuddsamer Härte. H.

Kleine Mitteilungen.

Der Evangelische Oberkirchen-Rat in Berlin hat in Verbindung mit dem Deutschen Evangelischen Kirchen-Ausschuß beschlossen, die monatlich einmal erscheinende Zeitschrift für die Kenntnis und Förderung der Auslandsgemeinden: „Deutsch-Evangelisch im Auslande“ allen mit der preussischen Landeskirche verbundenen Gemeinden und Geistlichen unentgeltlich für das Gemeinde-Archiv zuzustellen. Diese Zeitschrift, die sich als vornehmste Aufgabe die Förderung der Auslandsgemeinden gesetzt hat, wird in Verbindung mit hervorragenden Fachleuten und früheren Auslandsgeistlichen vom Propst G. W. Bismann zu Jerusalem herausgegeben. Wir können diese trefflich geleitete Monatschrift allen empfehlen, die Interesse für die deutschen-evangelischen Auslandsgemeinden haben. Der Bezugspreis stellt sich auf 5 Mark jährlich. Die Schriftleitung ist gerne bereit, Bestellungen entgegenzunehmen.

Die deutschen-evangelischen Gemeinden zu Santa Augusta, Santa Antonio und Villa Thereza im Staate Rio Grande do Sul haben sich der preussischen Landeskirche mit Genehmigung des Königs von Preußen angeschlossen, ebenso die Gemeinde Southields in England.

Dr. Hermann Meyer-Weipzig hat für seine Kolonie Neu-Württemberg in Rio Grande do Sul den bisherigen Vikar in Gablonz (Böhmen) Pastor Schneider als Pfarrer gewonnen. Der bisherige Pfarrer von Neu-Württemberg P. Faulhaber wird nach Beendigung seines Heimaturlaubes sich ausschließlich dem Schuldienst in Neu-Württemberg widmen.

Die Gemeinde Montevideo hat für ca. 35000 Mark ein passendes Grundstück von 1000 qm für den Bau einer Kirche und eines Pfarrhauses erworben. In Coronel Suarez (Argentinien) ist durch den Reiseprediger der La Plata-Synode eine deutsche evangelische Gemeinde gebildet worden, der sich etwa 400 Konfirmierte angeschlossen haben.

Pastor Rante-Badenfurt will am 11. April mit „Nachen“ seine Rückreise antreten.

Vom Gustav-Adolf-Verein.

P. Rudolf—Limbo.

III.

Aus der Geschichte des Gustav-Adolf-Vereins.

1.

Wie entstand aus der von Großmann begründeten „Gustav-Adolf-Stiftung“ der heutige „Evangelische Verein der Gustav-Adolf-Stiftung“?

In den ersten Jahren ihres Bestehens konnte die von Großmann gegründete Gustav-Adolf-Stiftung schon so mancher armen Gemeinde, vornehmlich in Böhmen, treue Helferdienste leisten. Aber die Gaben, die ihr zufließen, reichten bei weitem nicht aus, überall da auch nur ein wenig zu helfen, wo Hilfe dringend war. Fast zehn Jahre stiller, treuer Arbeit vergingen, ehe die Gustav-Adolf-Stiftung wurde, was sie nach dem Willen ihres Stifters von Anfang an hatte sein sollen, (kein sächsisches, sondern) ein protestantisches Institut. Wie oft auch von Dresden und Leipzig aus der Versuch gemacht wurde, über Sachsens Grenzen hinaus weite Kreise des protestantischen Deutschlands für das so notwendige kirchliche Liebeswerk zu gewinnen, der Erfolg blieb gering. Mühmliche Ausnahmen nur waren es, wenn in Altenburg die Gründung eines Zweigvereins gelang, und wenn Schweden zum Dank dafür, daß dort auf königliche Anordnung hin 6 Jahre nach einander eine allgemeine Kirchenkollekte zur Unterstützung der Gustav-Adolf-Stiftung gesammelt wurde, die Rechte eines Zweigvereins erhielt. Und auch aus Preußen liefen nur selten Gaben ein, obwohl König Friedrich Wilhelm III., der schon durch seine persönliche Mitwirkung bei der Vereinigung der beiden evangelischen Schwesterkirchen seines Staates sein warmes kirchliches Interesse bekundet hatte, der Gustav-Adolf-Stiftung bereits im Jahre 1836 einen Beitrag von 100 Thalern überweisen ließ. Man wußte aber damals noch zu wenig von der kirchlichen Notlage vieler evangelischer Glaubensgenossen, die in der Diaspora, d. h. unter Andersgläubigen, besonders Katholiken, zerstreut und vereinzelt wohnen. Außerdem war die Gustav-Adolf-Stiftung noch immer so wenig bekannt, daß selbst Männer, wie Tholuck, der berühmte Professor in Halle, oder der Baseler Pfarrer Segrand, die aus eigener Kenntnis der Notstände in der evangelischen Diaspora ihre Zuhörer gern auf die Pflicht, solchen bedrängten Evangelischen zu helfen, hinwiesen, jahrelang ohne Kenntnis von dem Bestehen der Gustav-Adolf-Stiftung und ihrer Liebesarbeit blieben.

Unbekannt mit der in Leipzig und Dresden bereits seit Jahren bestehenden Gustav-Adolf-Stiftung war auch der Mann, dem es der Gustav-Adolf-Verein verdankt, daß er endlich „einen wahren Siegeszug durch die Länder deutscher Zunge halten und in andern Ländern ähnliche Vereine erwecken konnte“, — der heftige Hosprediger Dr. Karl Zimmermann in Darmstadt.

Dieser Pfarrer las eines Tages in einem französischen Blatte, daß unter den Katholiken in einem Bezirk des südlichen Frankreich sich viel Eifer zeige, zerstreut lebenden Katholiken den Segen ihrer Kirche zuzuwenden. Sofort erwachte in ihm der Gedanke und ließ ihn nicht mehr los, ob nicht die Evangelischen daselbe für ihre Glaubensbrüder in der Diaspora auch tun könnten und müßten. Ohne sich weiter zu erkundigen, ob nicht ein Verein zu gleichem Zwecke schon bestehe, schrieb er in einer von ihm herausgegebenen Kirchenzeitung am Reformationsfest (31. Oktober) 1841 einen „Aufruf an die protestantische Welt“, der mit der Aufforderung an alle Protestanten schloß:

„Weiht den heutigen Tag durch den Entschluß, einen Verein für die Unterstützung hilfsbedürftiger protestantischer Gemeinden zu gründen.“

Natürlich setzten sich sofort nach Erscheinen dieses Aufrufs die Leiter der Gustav-Adolf-Stiftung in Leipzig und Dresden mit Dr. Zimmermann in Verbindung und baten ihn, um eine Zersplitterung der Kräfte zu vermeiden, um brüderliches Zusammengehen. Zimmermann entsprach dieser Bitte gern und nach mancherlei freundschaftlichen Verhandlungen kamen am 16. September 1842 in Leipzig etwa 400 deutsche evangelische Männer zusammen und beschloßen im Anschluß an die bereits bestehende Gustav-Adolf-Stiftung die gemeinsame Neubegründung eines „Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung.“ Ein Ausschluß wurde mit der Ausarbeitung von Satzungen für den Verein beauftragt, der von ihm vorgelegte Entwurf in einer am 21. und 22. September 1843 zu Frankfurt a. M. tagenden Hauptversammlung angenommen, und diese Satzungen erhielten am 29. November desselben Jahres die ministerielle Bestätigung. Ein in Frankfurt gewählter Zentralvorstand übernahm die Leitung der Geschäfte, das Archiv und das Vermögen des Gesamtvereins. Eine eigene Zeitschrift erschien vom 1. Oktober 1843

an unter dem Namen „Vorte des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung“.

So ist der heutige „Evangelische Verein der Gustav-Adolf-Stiftung“ entstanden.

Ehe wir ihn auf seiner weiteren Entwicklung begleiten, wollen wir ein wenig still stehen und fragen: Was will der Evangelische Verein der Gustav-Adolf-Stiftung?

Aus Rußland.

Nach einer Reise durch Rußisch-Polen veröffentlicht Missionar L. seine Eindrücke von Land und Leuten die uns ein anschauliches Bild von den Zuständen jener von der russischen Revolution so schwer heimgesuchten Provinz Rußlands geben. Der Bericht ist mitten aus dem Leben gegriffen und deshalb interessant und treffend. Wir geben den Bericht nach dem „Reichsboten“ wieder.

Auch über die Revolution hörte und sah ich mancherlei. In Polen gibt es drei Hauptparteien: die P. P. S. (Polnische Partei der Sozialdemokratie), die Nationalpartei der Polen, die in ihren stärksten Wünschen Polen ganz frei von Rußland machen möchte und in ihren milderen eine Selbstverwaltung mit Vandaltag an der Spitze, nach dem Muster von Galizien in Oesterreich, erstreben, endlich der „Bund“, eine große jungjüdische sozialistische Partei, die nicht nur in Polen ihre Anhänger hat. Einer dieser Parteien mußte damals — im Sommer 1906 — jedermann, jedenfalls jeder Arbeiter, angehören. Außer diesen sind noch die eigentlichen Revolutionäre zu nennen, die aber, wie mir schien, nicht immer von den obigen Parteien zu trennen waren, denn wenn nötig, gingen alle Parteien mit der Revolution Hand in Hand. Alle zusammen erklärten der Regierung den erbittertsten Kampf, und wenn ihre Organe sich nach dem Urteil jener Parteien etwas zu schulden kommen ließen, wurden sie zum Tode verurteilt, und dieses Urteil wurde früher oder später vollstreckt, oder sie zitierten sie vor ihre revolutionären Gerichte und — wie mir ernste Männer versicherten — die Polizeibeamten kamen, verteidigten sich und baten für ihr Leben! Eine Zeitlang hatten sie in allem Ernst dem Volke verboten, Steuern zu zahlen und ihre Söhne zum Militärdienst gehen zu lassen, und das Volk schien eine Weile zu fürchten, dieses Verbot zu übertreten. So kamen eines Tages die deutschen Kolonisten zu unserem Freund und fragten um Rat. Ihre polnischen, römisch-katholischen Nachbarn hätten beschlossen, ihre Rekruten nicht einrücken zu lassen und verlangten, daß die deutschen Bauern es ebenso machten, sonst würden sie ihre Häuser anzünden u. s. w. Der Seelsorger geriet in nicht geringe Verlegenheit, denn er durfte bei dem großen Spionagenetz von beiden Seiten weder ein Wort für die Revolutionäre noch für die Regierung sprechen, wenn er sich nicht mit seiner Familie dem sicheren Verderben aussetzen wollte. Zum Glück hatten sich bald die katholischen Polen eines besseren besonnen und ersparten dem Pfarrer jeglichen Rat.

Die Revolutionäre suchten auf allerlei Weise zu zeigen, daß sie weder der Kriegszustand noch die strengen Feldgerichte schreckten; hatte die Regierung neue Maßregeln gegen sie erlassen, dann taten sie das Gleiche gegen die Polizei und oft in einer Weise, daß sie die Bewunderer und Lacher auf ihrer Seite hatten. So z. B. konnte es geschehen, daß, wenn die Regierung neue Vorschriften oder Repressalien an den Plakatsäulen angekündigt, dieselben in der Nacht verschwanden und an deren Stelle andere auf gleichem Papier, mit gleichem Druck und in gleicher Abfassungsart zu lesen waren, nur waren es Vorschriften und Repressalien der Revolution gegen die Polizei. Als einmal die Nachricht von Warschau angelangt war, daß fünfzehn verwegene, als Gendarmen, Soldaten und Offiziere verkleidete Revolutionäre versehen mit allen nötigen polizeilichen und kriegsgerichtlichen Papieren aus der dortigen Festung elf bedeutende Kameraden, deren Leben verwirrt war, scheinbar zum Erschießen transportiert und mit ihnen verschwunden waren, da jubelte ihnen fast jedermann zu.

Bei all dem Treiben spielten Juden mit ihrer Intelligenz, ihrer Energie und ihrer scharfen Verstandesüberlegenheit eine große, vielleicht die erste Rolle. Ich sage absichtlich Juden, nicht die Juden, wie oft in Deutschland zu lesen war, denn die Juden als Volk, welche zwar Freiheit, aber nicht Revolution wünschten, hatten mit letzterer nichts zu tun, sie gehorchten in gleichem Maße, wie die anderen Völker den Landesgesetzen, mußten aber dennoch als Unschuldige für die Taten ihrer jüdischen terroristischen Brüder bluten. Nach meinen Erfahrungen im Verkehr mit ziemlich vielen Juden der verschiedensten Klassen stimme ich ganz dem bei, was mir zwei Wochen später der Landesbischof der lutherischen Christen Polens, Generalsuperintendent Bursche

in Warschau, gesagt hat. Er, der unter den Juden Polens als deutsch-lutherischer Christ geboren und schon lange in der größten Judenstadt Europas lebt, sagte: Wenn man alle Millionen Juden unter russischem Zeppter abstimmen ließe und sie furchtlos und frei stimmen dürften, würde kaum ein Prozent derselben für die Revolution stimmen. In meiner Gegenwart fluchten und schimpften Juden über die Revolution; der schlimmste Kosak, hieß es, sei ihnen lieber, als jüdische Revolutionäre, aber sie durften es nicht öffentlich sagen. Damals herrschten Polizei und Militär nur dem Namen nach, in Wirklichkeit waren die Revolutionskomitees die Herren, und ihr Terrorismus war viel schlimmer als der der Regierung. Es gehörte damals ein ungeheurer Mut dazu, ja eine Todesverachtung, gegen diese Strömung zu schwimmen und offen seine Meinung zu vertreten. Selbst in den Zeitungen wagte man kaum ein regierungsfreundliches Wort, geschweige denn etwas gegen die revolutionären Parteien zu drucken, wenn nicht bald eine „Abordnung der Partei“ mit Revolver in der Hand vom Redakteur Rechenschaft fordern sollte. Ueberhaupt mußte ich immer wieder über den Ton, der in den jüdischen und anderen Blättern gegen den Kaiser, sein Haus, den Ministerpräsidenten, die Regierung, den Senat und so fort angeschlagen wurde, staunen, selbst im freien Amerika, ist wohl so etwas unerlaubt. Freilich wurden immer wieder Zeitungen verboten. Aber was schadet das. Am folgenden Morgen erschienen sie unter anderem Namen und wurden weiter auf den Straßen offen feilgeboten.

Noch etwas anderes fiel mir bei dieser Revolutionsherrschaft, und zwar auch in den Blättern auf. In den Lodzer, Warschauer und Wilnaer jüdischen und nichtjüdischen Zeitungen, die ich in jenen Wochen, besonders die jüdischen, ziemlich regelmäßig gelesen, waren jeden Tag zwei lange Rubriken von eigenrümlichem Inhalt abgedruckt. In der einen waren Namen von Kaufleuten, Fabrikanten, Handwerkern, Gewerbetreibenden und Hausbesitzern verzeichnet, die von den verschiedenen Revolutionskomitees boykottiert oder in Acht und Bann getan waren, und zugleich die Gründe des Urteils angegeben. Der eine hatte die Gnade der Revolution verschert, weil er seinen Arbeitern die Streiktage nicht voll bezahlen wollte oder konnte, der andere, weil er nicht einen von der Revolution empfohlenen Arbeiter oder Beamten anstellen, oder einen von derselben gehakten Beamten nicht entlassen wollte, ein dritter, weil er seinen Diener mehr als nötig gebraucht, ein vierter, weil er seinen Hausknecht beleidigt, ein fünfter, weil er seinen Gesellen entlassen, ein sechster, weil er seinem Portier zu viel Stiefelputzen zugemutet, ein siebenter, weil die Frau der Magd grobe Worte gesagt und nicht Abbitte getan (ich scherze nicht, ich besitze manche Auschnitte dieser Artikel) 2c. In der anderen Rubrik waren Bittgesuche, Proteste, Beschwerden von Kaufleuten, Handwerkern, Hausbesitzern 2c., gerichtet an die oberste Leitung der „Parteien“ — wie die Revolutionskomitees genannt wurden —, man möge doch mit ihnen und ihren Familien Mitleid haben, andere Richter schicken und die Sachen besser untersuchen, der Geselle habe entlassen werden müssen, da der Meister selbst in der schweren Zeit keine Arbeit und keine Nahrung besitze, die Magd sei gar zu herrisch gewesen, der von ihnen empfohlene Arbeiter oder Beamte verlange einen unerschwinglichen Lohn und dergl.

Wie solche Boykotte oder Urteile entstanden sind, habe ich später in Warschau und Wilna von den beteiligten Personen selbst gehört. Ich will nur zwei bis drei davon erwähnen. Da war eines Tages ein jüdischer Vater in Warschau, ein mir sehr lieber Judenchrist, dessen zwei Söhne eine kleine Fabrik mit 30—40 Arbeiter haben, voll Angst zu mir gekommen, um sein Herz auszuschnitten. Einer seiner Söhne hatte in seinem Bureau einen 16—17 jährigen Kaufburschen beschäftigt, der ihm aber schon viel Schaden angerichtet, und als er gestern eine sehr wertvolle Flasche mit Farbstoffen zerbrochen, befahl ihm sein Herr, in die Werkstätte zu gehen, wo ihm der Vorarbeiter weniger wertvolle und größere Beschäftigungen geben könne. Der Bursche antwortete trotzig, er wolle nicht; da befahl ihm sein Herr, das Bureau zu verlassen und doch hinzugehen und als er beides nicht getan, nahm er ihn am Kragen und stellte ihn zur Tür hinaus, ohne ihm ein Wort zu sagen. Der Junge lief zur „Partei“, bald kam eine „Abordnung“ in die Fabrik und befahl allen Arbeitern, Feierabend zu machen. Am andern Morgen mußte der Fabrikant als Angeklagter erscheinen und das Urteil lautete: eine Woche Streik, den Lohn aber für die Woche zahlen, 200 Rubel für die „Parteikasse“ und den Knaben vor allen Arbeitern um Entschuldigung bitten und ihn wieder im Bureau beschäftigen. Der Fabrikant wollte und konnte das Urteil nicht befolgen, mußte aus W. fliehen, währenddem sein Bruder mit den Obersten der „Partei“ weiter verhandelte. — Ein anderer Jude, ein kleiner Kohlenhändler, der sich nur mit Mühe ernährte,

und den ich seit Jahren kenne, hatte seit drei bis vier Jahren einen tüchtigen, zuverlässigen, polnisch-katholischen Arbeiter im Geschäft, der aber zu keiner „Partei“ gehörte. Da kam eine Abordnung, brachte eine ihrer Kreaturen, einen jungen Juden, mit, und befahl, sofort diesen anzustellen und den alten Arbeiter zu entlassen. Er mußte gehorchen. Als aber der neuangestellte junge Mann seinen Brotgeber meistern wollte, ihm, wenn der Händler einen guten Verkauf gemacht, nachrechnete, wieviel er verdiente und zuletzt eine „Abordnung“ kommen ließ, damit diese ihn zwingt, einen Teil der Parteikasse zu geben, entließ er ihn. Sofort wurde er boykottiert und mit Tod und Hölle bedroht, so daß er nicht nur ihn wieder anstellen, sondern so und so viel auch der Parteikasse zahlen mußte. — In Wilna erzählte mir ein deutsch-evangelischer Fabrikant folgendes: er habe einen seiner Arbeiter für ein schweres Verschulden im Dienst tüchtig gescholten und ihm eine Ohrfeige gegeben, was übrigens ein russischer Arbeiter sonst nicht sehr tragisch nimmt — da legten wie auf Kommando alle Arbeiter die Arbeit nieder. Ein junger Jude erschien als „Abordnung des Komitees“ und befahl dem Fabrikanten, vor ihren Gerichten zu erscheinen. Er ging hin und bekam als Urteil: 14 Tage Fabrik schließen, den Lohn aber nicht abziehen, nach den 14 Tagen 20 Prozent Lohnerhöhung und 300 oder 500 Rubel für die Parteikasse. Er wollte nicht darauf eingehen und kehrte seine deutsche stramme unerschrockene Natur hervor. Die Folge war, daß niemand mehr bei ihm arbeiten durfte und 8 Tage später war seine Fabrik abgebrannt.

Angestellte und Arbeiter beherrschten mit Hilfe des Terrorismus so sehr ihre Prinzipale, daß einfache Geschäftsleute gar nicht mehr wagten, Leute anzustellen; lieber schlossen sie ihre Geschäfte ganz.

Auch unser ehrwürdiger Freund, Herr Oberpastor G., hatte von der Revolution zu leiden, besonders bei Beerdigungen, die damals durch Raubmorde, Bombenattentate und Gegenrevolution von Seiten des Militärs häufig vorfielen. Da die revolutionären Parteien jedes Menschenopfer als für die „Sache der Freiheit“ gefallen betrachteten, ließen sie es sich nicht nehmen, stets in corpore den Leichenzug zu begleiten. Einmal hatte der Pastor einen Fabrikanten und dessen Begleiter, die auf offener belebter Straße am hellen Mittag beraubt und getötet wurden, die Leichenrede gehalten und dabei betont, daß doch bald das „Unkraut, das die böse Zeit in der menschlichen Gesellschaft gesät hätte, verschwinden möge.“ Da trat ein Revolutionär vor, knüpfte an das Wort an und sagte: „Ja, der Pastor hat recht, das Unkraut muß fort, das ist die heutige Regierung, die aus Mördern und Dieben besteht. . . Freilich Unkraut hat Dornen, und wenn wir sie anfassen, so stechen sie und wir bekommen blutige Hände, aber das geht nicht anders. . . Darum erschreckt nicht vor unseren blutigen Händen u. s. f.“ Pastor und Polizei standen da und mußten schweigen. Einmal verlangten die „Männer der Freiheit“, der Pastor müsse die Leichen der im Freiheitskampf Gefallenen besonders ehren dadurch, daß er nicht zu Wagen, sondern zu Fuß zum Friedhof komme. Der Pastor antwortete, er dürfe keine Unterschiede machen und wenn sie darauf beharrten, würde er alle Leichen zu Fuß begleiten. Ein anderes Mal wollten sie ihn mit Gewalt aus dem Wagen heben, wagten es aber doch nicht, als 15 evangelische beherzte Männer sich wie eine Mauer vor ihren Seelsorger stellten. — Bei einer Beerdigung trat nach dem religiösen Akt ein junges Mädchen an das offene Grab und rief: „Ihr Männer, Arbeiter, hat euch Gott je geholfen, hat euch Christus je eine Kopeke mehr täglichen Lohn verschafft, hat euch die Religion je Brot gegeben?“ „Nein“, lautete die dreimalige Antwort. „Also weg mit Gott, mit Christus, mit der Religion.“ Dreimal antworteten darauf die Anwesenden: „Hurra, weg mit Gott“. — Darunter waren Hunderte evangelisch-deutsche Männer, (Lodz hat 65 000 evangelisch-deutsche Christen) die nicht wagten, zu protestieren oder zu schweigen. Während die Chorknaben bei einer Beerdigung auf dem Wege zum Friedhof „Jesus meine Zuversicht“ sangen, begann die revolutionäre Begleitung nach derselben Melodie polnische revolutionäre Lieder zu singen, sodaß der Pastor jeden Augenblick eine Schießerei von Seiten der wildgewordenen Straßenpatrouillen befürchten mußte. — Bei der Beerdigung von mehreren Opfern mit einer starken sozialistisch-revolutionären Begleitung sah man auf einmal von fern 50 Kosaken heransprengen. Der Zug stockte, der Pastor wurde aus dem Wagen gehoben und gezwungen, mit einem großen Kranz in den Händen an der Spitze des Leichenzuges zu gehen, damit die Kosaken den Zug respektieren und nicht schießen sollten.“

Wehe dem Band, wo die „Genossen“ Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in die Tat umsetzen.

Für den Familientisch.

Zusammengestellt von Pastor Lange.

Der Stephanstag.

Schluß.]

Von A. Thoma.

Das Vinzentiushaus bekam die große Erbschaft nicht; auch niemand sonst. Sie war überhaupt nicht da. Wo war das vermutete große Vermögen des geistlichen Herrn hingekommen? An seine Verwandten? Niemand kannte sie, niemand hatte an sie gedacht. Wohl wurde jetzt davon gesprochen, daß er bei Lebzeiten ihnen vieles zugewandt hatte; vieles auch an allerlei Arme und Hilfsbedürftige. Aber, daß so gar nichts nach dem Testamente übrig blieb als eine anständige Summe für die alte Ursel und die ungemein reichhaltige Bibliothek, die der Universität anheimfiel, das gab doch zu reden. Man schwatzte davon, daß er zu viel auf diese kostspielige Liebhaberei verwendet habe, ja, daß er verschuldet sei und die Universität für die Schulden aufkommen müsse. Es wurde aber auch davon gemunkelt, daß der geistliche Herr — doch am Ende jemand habe versorgen müssen, von dem die Welt nichts wußte und wissen sollte. Kurzum der Klatsch verfolgte den armen Geächteten noch über das Grab hinaus.

Am giftigsten wohl wurde über den Verstorbenen in der Schwester-schaft des Vinzentiushauses gesprochen, aber auch am lebhaftesten sein Charakter von Schwester Hildegardis in Schutz genommen. Da wandte sich die Gehässigkeit der Schwestern, besonders aber der Oberin und Priorin, gegen sie. Zuerst wurden ihr Vorwürfe gemacht, daß sie nicht beizeiten und richtig für das Interesse der Genossenschaft gesorgt habe: sie hätte wenigstens den alten Herrn dahin bringen müssen, daß die zwölftausend Mark, welche der Ursel verschrieben worden waren, dem Vinzentiushaus vermacht worden wären, wenn auch mit der Verpflichtung, die alte Magd zu Tode zu pflegen — da hätte doch etwas herauspringen können, die Alte hätte noch manche Arbeit tun können und sei übrigens schon 65 Jahre alt, oder die Bibliothek hätte versteigert werden sollen, und das Geld der Anstalt vermacht. Es sei doch unerhört, daß ein geistlicher Herr ohne ein Vermächtnis für die Kirche und kirchliche Anstalten gestorben sein.

Bald aber kam eine andere Rede auf. Man gab der Schwester zu verstehen, sie habe für sich selbst gesorgt. Sie sei ja so intim gewesen mit ihm; sie lobe ihn noch über den Schellenkönig; sie nehme sogar seine Rekehr in Schutz. Da müsse etwas nicht richtig sein.

So ging es weiter. Nicht nur bei den Oberen, sondern auch bei den Mitschwestern, welche sich schon darüber geärgert hatten, daß „diese junge Schwester“ in die Sommerfrische habe ziehen dürfen. Sie habe sich auch droben darnach benommen, mit allerlei Männern am Tisch gesessen, mit Rekehrn verkehrt, sowie mit protestantischen Geistlichen sich unterhalten.

So begannen die Sticheleien. Dann wurden noch schlimmere Verdächtigungen geübt. Die Schwester Hildegard wurde gemieden, mit hochmütigen, verächtlichen Blicken angeschaut, alle ihre Mienen, ihre Gänge, ihr Tun und Treiben mit Mißtrauen verfolgt. Die widerwärtigsten Pflegen wurden gerade ihr übertragen. Aber das machte ihr nichts aus: je elender und armseliger die Patienten waren, mit um so größerer Liebe nahm sie sich ihrer an.

Als sie eines Tages heimkam, fand sie die Oberin und Priorin in ihrem Zimmer an ihrem Kasten. Die Oberin hatte das Buch des Professors in der Hand und hielt ihr's mit entsetzten Blicken entgegen. So oft hatte sich die Schwester daran erbaut; jetzt wurde ihr das Buch entzogen, das einzige Tröstliche, was sie noch im Hause hatte.

Weihnachten kam wieder, und der Stephanstag, ein Tag wehmütiger Erinnerungen für Schwester Hildegard: denn davon rührten ja ihre Leiden her. Abends ging die Schwester von einer Pflege bei einer armen Schustersfamilie, wo die Mutter an der Zehrung lag, nicht heim, sondern kaufte im Blumenladen einen Kranz und trug ihn auf das Grab ihres Professors. Ganz verwahrlost lag es da; sie brachte das einzige Liebeszeichen am Jahrtag seines Abscheidens. Traurig stand sie an dem Grabhügel. All die Verfolgungen, die er erlitten und sie, kamen ihr da in den Sinn, und heiße Tränen rannen über ihre Wangen, als sie seiner Leiden gedachte und die ihren klagte. Ja, er hatte Recht gehabt und ihr wahr gewissagt: die Folter war auch über sie gekommen; kleinlicher, aber peinlicher war die Rache, und um so grausamer, als sie sich nicht dagegen wehren konnte wie ein Mann, und niemand für sie eintrat wie doch für ihn; in der Stille mußte sie verbluten an den Nadelstichen, mit denen sie zu Tode gequält wurde. Trübselig schaute sie vor sich hin.

Auf einmal war's ihr, sie werde beobachtet. Sie schaute sich um und hinter einem großen Grabmal standen zwei Nonnen, Mitschwestern, die sie belauschten, ihre bittersten Feindinnen. Sie ahnte

sobald, daß sie ihr nachgeschickt waren, um ihre Gänge zu beobachten. Und so war es auch. Sie ging rasch auf die beiden zu, sagte es ihnen ins Gesicht und sie leugneten auch nicht, sie lächelten ihr nur höhnisch ins Antlitz.

Als Hildegard heimkam, wollte sie sich bei der Oberin melden, aber schon war sie vor sie zitiert. Hart wurde sie angefahren, daß sie eigenmächtig Gänge mache, ohne Erlaubnis, und zwar an das Grab eines Exkommunizierten, der sich selbst wenigstens aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen habe. Ueberhaupt fehle ihr der Klostergeist; sie sei gar keine rechte Nonne und wandle die Pfade des Abgrunds. Sie müsse für ihre Sünden büßen und von heute an dürfe sie nicht mehr in der Stadt pflegen, sondern nur im Krankenhaus unter strenger Aufsicht, daß sie nicht Nebenausgehe.

Wortlos hörte Schwester Hildegard diese Vorwürfe an. Wortlos entfernte sie sich in ihre Zelle. Dort holte sie ein Tuch, in das sie für die Nachtwachen im Winter sich zu hüllen pflegte, nahm's unter den Mantel und ging hinüber ins Krankenhaus, als hätte sie dort eine Pflege. Als sie da an die Pforte kam, öffnete gerade die Pfortnerin dem Arzte die Türe; Hildegard drängte sich ihm nach, schlug das schwarze Tuch um den weißen Schleier und draußen war sie — in der Freiheit, sogar unbemerkt vom Arzt und von der Pfortenschwester.

Rasch eilte sie von dem Hause weg, wo sie mehr als ein Jahrzehnt geweilt und ihre Jugend verbracht. Sie fürchtete verfolgt zu werden und vielleicht — als Wahnsinnige behandelt, um wieder zurückgebracht zu werden. Allmählich aber hemmte sie ihren eiligen Lauf, schon um nicht aufzufallen. Dann erst besann sie sich.

Wohin? war nun die Frage. Heim? Das Vaterhaus war aufgelöst, die Eltern gestorben und dort wäre sie als eine Verlorene angesehen worden. Zu Freunden? Solche hatte sie nur unter ehemaligen Patienten — lauter Katholiken in einer katholischen Stadt; was würden die denken und sagen und tun?

Da fiel ihr der protestantische Pfarrer ein, den sie im vorigen Jahre auf der Sommerhalbe kennen gelernt hatte; der war ja auch ein Vertrauter ihres geistlichen Freundes gewesen. Sie hatte ihm seitdem einigemal begegnet in der Stadt, einmal sogar bei der Krankenpflege in einer gemischten Ehe. Der konnte ihr helfen, der würde ihr helfen, sagte sich die Geflohenene.

Sie kam ans Pfarrhaus und klingelte. Ein junges Mädchen öffnete ihr, das Pfarrtöchterlein, das die eintretende Verhüllte groß ansah und dann dem Vater meldete.

Hildegard stand vor dem freundlichen, geistvollen Manne, mit dem sie manch ernstes und auch heiteres Wort in jenen Sommertagen gewechselt hatte. Sie schlug das Tuch zurück und wollte sagen: Kennen sie mich noch? Da reichte er ihr auch schon die Hand und sagte: „Grüß Gott, Schwester Hildegardis!“

Noch fehlten ihr die Worte. Da sprach er schon: „Ich kann mir auch denken, was Sie her zu mir führt: Sie haben's nimmer ausgehalten dort.“

Sprachlos starrte sie ihn an. „Nicht wahr, sie haben sie hinausgequält?“

Sie bejahte schweigend. Und er fuhr fort: „Das hat schon unser Freund geahnt, der arme Professor, dem die andern sein graues Haupt mit Jammer in die Grube gebracht haben.“

Stumm vor Staunen schaute die Entflohenene zu dem Redenden auf. „Er hat ihren Schritt vorausgesehen und mir vorausgesagt. Er hat aber auch in seiner guten, stillen Weise für Sie zum voraus gesorgt. Sehen Sie,“ sagte der Pfarrer und ging zu seinem Schreibtisch, schloß ein verborgenes Fach auf, holte ein Büchlein daraus und gab es der Schwester. Die las erstaunt darauf ihren weltlichen Namen: Ida Honheim. „Und hier,“ sagte der Pfarrer, indem er das Heft aufschlug, da stand: Zwanzigtausend Mark.

Bleich vor Staunen las die Schwester die Zahl. Sie schüttelte den Kopf und wies das Büchlein zurück: „Das kann ich nicht annehmen.“

„Wollen Sie's dem Vinzentiushaus überlassen?“ fragte der Pfarrer lächelnd.

„Nein, nein!“ wehrte sie heftig ab.

„Also müssen sie's schon behalten und können damit Gutes tun, wenn Sie wollen.“

„Ich werde es können. Denn ich will meinen Beruf als Krankenpflegerin weiterführen. Er ist mir ach so lieb geworden und ist auch der schönste Beruf, den eine Frau wählen kann.“

„Also wilde Schwester!“

„Nein, milde Schwester. Und ein Verband wird sich mir auch aufthun und hoffentlich ein freundlicherer als der andere.“

„Hoffen wir,“ sagte der Pfarrer, „und für die nächste Zeit sind Sie unser Gast. Frau, komm herein, wir haben lieben Besuch bekommen.“

Macht euch Freunde.

In einer süddeutschen Stadt lebte in prächtigem Hause ein sehr reicher Herr. Er stand allein und hatte nur einen Diener bei sich. In schlaflosen Nächten, deren ihm viel wurden, schaute er manchmal hinaus auf die Straße. Da fiel ihm gegenüber im Dachlogis ein mitterleuchtetes Fenster auf, hinter dessen Gardinen eine Gestalt spät nach Mitternacht noch arbeitete. Er dachte: „Wenn du nur wüßtest, wer da oben wohnt,“ und schickte eines Tages seinen Diener hinüber, sich zu erkundigen. Der berichtete ihm, es sei eine Witwe mit fünf Kindern, eine stille brave Frau; am Tage wasche sie für fremde Leute, in der Nacht aber sticke sie die Kleider ihrer Kinder. Da befahl der Herr: „Sage ihr doch, daß sie alle Tage kommen und unser übriges Essen holen kann.“ Mit großem Dank nahm die Frau das Geschenk an. Zu Weihnachten gab er ihr reichlich Geld zur Bescherung ihrer Kinder.

So ging es eine Weile fort, bis daß der Herr ernstlich erkrankte. Da er von dem Diener schlecht versorgt wurde, hieß er eines Tages die Witwe zu sich kommen und fragte sie, ob sie wohl Kranke pflegen und die Nacht wachen könne. „Ach ja,“ antwortete sie, „das kann ich; wie lange Jahre habe ich meinen seligen Mann versorgt, und ist mir kein Schlaf in die Augen gekommen.“ „Wollten Sie das denn auch mir tun?“ fragte der Herr. „Ach gewiß, mit tausend Freuden,“ war ihre Antwort.

So gab sie denn ihr Waschen auf, der Herr bezahlte sie reichlich dafür und sie pflegte ihn. In einer schweren Nacht fragte er sie einmal: „Sagen Sie, wie kommt es denn, daß Sie immer so vergnügt und fröhlich sind und nie klagen? Sie sind doch so ein armer Tropf.“ „Nun,“ meinte sie, „arm bin ich wohl, aber zufrieden und vergnügt bin ich doch; darf ich Ihnen einmal etwas vorlesen? Da steht's drin geschrieben, warum ich so fröhlich sein kann.“ Sie las ihm den 23. Psalm vor mit dem Worte: „Mir wird nichts mangeln“ und sagte: „Sehen Sie, das ist mein Trost, und daher fehlt mir nichts, ich habe nie gebettelt, weil ich immer etwas hatte, und zur rechten Zeit kam immer Hilfe. Wie oft habe ich Sie von oben herunter gesehen, wie Sie noch spät auf waren und wohl nicht haben schlafen können, und es tat mir so leid um Sie. Da haben Sie mir so freundlich angeboten, das übrige Essen holen zu dürfen, ohne daß ich darum gebeten habe.“

Der Herr schwieg still, schaute sie aber verwundert an. Am folgenden Abend bat er sie wieder zu lesen, und so jeden Abend; kaum konnte er es erwarten, bis sie kam. Als sie dann aber nicht mehr ausreichend seine Fragen beantworten konnte, bat sie um die Erlaubnis, einen Prediger holen zu dürfen. Der kam denn auch und half ihm zum völligen Licht hindurch. Selig ging der reiche Herr heim. In seinem Testamente hatte er große Summen für christliche Anstalten und für ein Witwenhaus vermacht. Zur Universalerin aber für den reichen Rest des Vermögens hatte er die Witwe mit ihren Kindern eingesetzt, weil sie „für sein bißchen Hilfe und armes Geld ihm geholfen habe, in die ewigen Güten zu kommen.“

Aus dem Dornenpfade der Trauer.

Ich sah eine alte, arme Mutter an dem Sarge ihres einzigen Sohnes. Sie jammerte nicht, klagte nicht die Gottheit an, und doch war's ihre letzte Hoffnung, die der Tod hinweggerafft, und doch hatte sie gesorgt und sich gemüht ein ganzes Leben lang, gedurft und gepflegt, rastlos gearbeitet, um an ihrem Kind eine Stütze, eine Freude im Alter zu haben.

Sie jammerte nicht, doch über ihre runzeligen Wangen rollte Träne um Träne, daß sich die Augen verdunkelten und sie die Schrift in dem Gesangbuche, daß sie in den Händen hielt, nicht mehr sehen konnte; aber sie kannte das Lied und lispelte mit den bebenden Lippen: „Was Gott tut, das ist wohlgetan.“ Es war nicht Stumpfsinn, das erfuhr ich, als ich sie — der Gestorbene war mein Freund — zu besuchen kam; drückte sie doch ihr träneneuchtes Antlitz in meiner Gegenwart an die kalte Wange des Sohnes und seufzte: „Du, himmlischer Vater, prüfst mich hart!“ Doch als ich selbst vom Schmerz überwältigt, in die Worte ausbrach: „Es ist grausam vom Schicksal, Ihnen Ihre einzige Hoffnung zu rauben!“ zeigte sie mit so ausdrucksvoller Gebärde zum Himmel, daß ich wohl fühlte, wie in diesem schlichten Herzen ein Glaube Wurzel geschlagen, der den bittersten Schmerz zur stillen, Gott suchenden Behmut verklärt.

Sieh dagegen die andere Frau im Nachbarhause drüben! Sie lebte ein Leben voll Wohlbehagen, Glück und Boesie. Ich sah sie am Grabe ihres jüngsten Kindes; sie gebärdete sich wie

eine Wahnsinnige, klagte Gott und Welt an, brach wie ein vom Glück verzärteltes Kind, unter der Last ihres ersten Schmerzes zusammen, und doch hatte sie daheim noch drei blühende Kinder und Sonnenschein auf ihrem Wege, so weit ihre Augen reichten — die Raserei des Schmerzes hatte sie ganz niedergerissen.

Welche von diesen beiden Müttern hegte den edelsten Schmerz? Die, welche still und geräuschlos den Dornenpfad der Trauer und Einsamkeit dahinschritt? Oder die, welche vom Pfeil des Unglücks getroffen, vernichtet in sich zusammen sank? — „Verne leiden, ohne zu klagen!“ „Wem der Herr ein Kreuz schickt, dem hilft er es auch tragen!“

„Breit aus die Flügel beide.“

Im Jahre 1796 kamen 500 Franzosen in das heftige Städtchen Biberach. Voll Wut und Rache steckten sie alles in Brand, raubten und mordeten. Draußen in einem einsamen Häuschen saß eine Mutter am Bettlein ihres kranken Kindes, das sie nicht verlassen konnte noch wollte. Ein roher Soldat dringt auch dort ein. Mit Kolbenstößen zertrümmert er die Tür und geht mit gefälschtem Bajonett auf das Weib los. Die aber legt die Hände über ihr Kind und betet in ihrer Angst: „Breit aus die Flügel beide.“ Bei dem Anblick verstummt der Soldat, die Waffe sinkt seiner Hand, dicke Tränentropfen rinnen über sein härtiges Antlitz. Schweigend geht er davon und hält draußen Wache, daß keiner der Mutter und dem Kinde ein Leid zufüge. — Gedacht er vielleicht seiner Mutter, die einst mit ihrem Kinde so gebetet?

Das Haupt voll Blut und Wunden.

Als am Abend des 8. März 1888 die Kräfte des 91 jährigen Heldenkaisers Wilhelm I. zusehends schwanden, sprach Dr. Kögel dem Kaiser seinen Lieblingsvers aus dem Liede „Das Haupt voll Blut und Wunden“ von Paul Gerhardt vor: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir“ und fuhr dann fort: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“ Im Morgengrauen des Todestages rief der Geistliche dem Scheidenden die letzte Strophe des Liedes zu: „Erscheine mir zum Schilde, zum Trost in meinem Tod.“ Als die Tochter des Kaisers, die Großherzogin von Baden, ihn fragte: „Papa, hast du es verstanden?“ erwiderte er: „Es war schön.“ Darauf sah er noch einmal seine Gemahlin mit klaren Augen an und schloß sie dann zum ewigen Schlummer.

Der Heiden Trost.

In seiner Festrede zur Jubelfeier der Moskito-Mission schildert der Missionar Bruder W. Siebörger an ergreifenden Beispielen das erschreckende Elend des Heidentums unter den Indianern der Moskitoküste, dem aber die Missionsarbeit unter dem Segen des Herrn hat an manchen Stellen erfolgreich entgegenwirken können. Die Geschichten klingen zum Teil märchenhaft, doch betont Br. Siebörger, daß er für ihre Wahrheit persönlich einsticht, da er sie selbst mit beobachtet hat.

Da kommt z. B. ein Mann zum Missionar und sagt ihm: „Parson, wie leid tut es mir, daß ihr nicht früher zu uns ins Land gekommen seid! Mein armes Kind wäre dann noch am Leben.“ „Wie ist es denn umgekommen?“ fragte ich. „Ja siehst du, meine Frau starb, und ich wußte nicht, was ich mit dem hinterlassenen Kinde anfangen sollte. Als es in der Nacht, nachdem meine Frau begraben worden war schrie, nahm ich es, trug es in den Busch, legte es auf seiner Mutter Grab und ging fort. Nach zwei Jahren suchte ich die Stelle auf und fand die Gebeine meines Kindes. O, wie schmerzt mich jetzt meine frühere Tat!“

Ein anderer Indianer, so erzählt Br. Siebörger, dem ich sagte, was er für eine nette, brave Frau hätte, bemerkte: „Ja, jetzt hat jedermann sie gern, als sie aber geboren wurde, hätte ihr Vater sie am liebsten lebendig begraben.“ Ich fragte ihn, was er damit meine. Er aber bereute es fast, schon so viel gesagt zu haben, ließ sich endlich aber doch zu folgender schauerlichen Erklärung herbei: „Jener Vater hatte zwei Kinder gleich nach der Geburt lebendig begraben, aus Aerger darüber, daß es Mädchen und nicht Knaben waren. Das zweite wurde von einer Tante sofort heimlich ausgegraben, und als sie sah, daß das Leben noch nicht entflohen sei, nahm sie es mit sich nach Hause. Nach einiger Zeit kam das Kindlein seinem Vater unter die Augen, er riß es an sich und vergrub es zum zweiten Male, und als die mitleidige Frau es wieder ausgrub, fand sie, daß das Kind gestorben war, da der Vater die Brust des Kindes so lange getreten hatte, bis diese völlig eingedrückt war.“

(Schluß folgt.)

Gabenliste

für den Bau einer evang. Kapelle und Schule in Gaspar:

Johannes Degau 10\$000. Erwin Koch 15\$00. Henning Zönd 2\$000. Heinrich Hemmer 5\$000. Heinrich Koch 800 Mauersteine. Rob. Gaulke 2\$000.

Für den Altenheim- und Diakonissenfonds in Blumenau gingen ein:

Herbert Biegung 2\$000.

Für Armen- und Krankenpflege:

Rudolf Damm 3\$000.

Für die Anschaffung einer zweiten Glocke in Blumenau sind von folgenden Konfirmanden gespendet worden: Hedwig Eger 0\$500. Elise Grahl 0\$500. Karl Köpfe 0\$500. Dorothea Forbici 1\$000. Emil Gehrke 1\$000. Irma Wehmuth 1\$000. Walbemar Wehmuth 1\$000. Anna Raun 1\$000. Frida Ehrhardt 2\$000. Viktor Zwider 1\$000. Anna Melbala 1\$000. Nikolaus Pasold 1\$000. Meta Franke 2\$000. Helene Langershausen 2\$000. Paul Budag 1\$000. Anna Brandl 1\$000. Rudolf Lindner 0\$300. Edith Wötter 2\$000. Arnhold Schönfelder 1\$000. Oskar Härtel 0\$500. Eduard Düring 0\$500. Friedrich Labe 0\$500. Edith Sprengel 2\$000. Walter Müller 2\$000. Amanda Hein 1\$000. Felicia Koch 1\$000. Mathilde Altenburg 1\$000. Frida Nischbieter 1\$000. Theodor Nischbieter 1\$000. Leopold Legow 2\$000. Ewald Holes 1\$000. Rudolf Paruder 1\$000. Erwin Siwerdt 1\$000. Hilba Werner 2\$000. Richard Liesenberg 1\$000. Hilba Nischbieter 1\$000. Charlotte Hertel 1\$000. Irma Benthien 1\$000. Franz Blohm 2\$000. Fritz Reif 0\$500. Franz Hering 2\$000. Adolf Frischnecht 1\$000. August Berndt 1\$000. Helmut Koball 1\$000; zusammen 49\$800. Diese 49\$800 sind im Sparbuch Nr. 141 der landwirtschaftlichen Genossenschaft in Blumenau zinslich angelegt worden.

Allen Gebern sagt herzlichen Dank!

Pfarrer Mummelthay.

Für den Turmuhr-Fonds in Brusque gingen ein:

Ueberschuß von einem Konzert-Abend durch die Herren B. Dörrschlag und Luiz Müller 10\$500. Fr. B. Knop 2\$000. Albert Knop 1\$000. Kirchen-Kollekte am Kirchweihfeste 103\$600. Gottlieb Becker 20\$000. Paul Beiter 5\$000; zusammen 142\$100. Für den „Evang. Wohltätigkeitsverein“ von Otto Zesch 1\$000. Für den Bau einer Kapelle in Gaspar erhalten von Otto Zesch 1\$000.

Mit herzlichem Dank!

Wilh. Vange, Pastor.

Kirchennachrichten.

Evang. Gemeinde Blumenau.

Sonntag, den 3. Mai, Gottesdienst in Blumenau.
Sonntag, den 10. Mai, Gottesdienst in Rußland.
Sonntag, den 17. Mai, Gottesdienst in Blumenau.
Sonntag, den 24. Mai, Gottesdienst in Belha-Tiefe.
Himmelfahrt, den 28. Mai, Gottesdienst in Blumenau.
Sonntag, den 31. Mai, Gottesdienst in Itoupa-Norte.
1. Pfingstfeiertag, den 7. Juni, Gottesdienst in Blumenau.
2. Pfingstfeiertag, den 8. Juni, Gottesdienst in der Garcia.

Vom Sonntag nach Ostern an beginnen die Gottesdienste wieder um 10 Uhr vormittags.

Religions-Unterricht für die Schulen des Stadtplatzes wird jeden Montag von 3—4 Uhr in der Kirche zu Blumenau erteilt.

Evang. Kirchengemeinde Itoupava.

Sonntag, den 3. Mai, Gottesdienst in Massaranduba, Schule 58.
Sonntag, den 10. Mai, Gottesdienst in Fidéla.
Sonntag, den 17. Mai, Gottesdienst in Itoupava.
Sonntag, den 24. Mai, Gottesdienst in Itoupava-Nega, mittl. Schule.
Himmelfahrtsfest, den 28. Mai, Gottesdienst in Massaranduba, obere Schule.

Sonntag, den 31. Mai, Gottesdienst in Itoupava Nega, untere Schule.
1. Pfingstfeiertag, den 7. Juni, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in Itoupava.

2. Pfingstfeiertag, den 8. Juni, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in Itoupava Nega, mittlere Schule.

Sonntag, den 14. Juni, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in Massaranduba, Schule 58.

Sonntag, den 21. Juni, Gottesdienst in Fidéla.

Sonntag, den 28. Juni, Gottesdienst in Itoupava-Nega, mittl. Schule.

Evang. Gemeinde Badensfurt.

Sonntag, den 3. Mai, vorm. Gottesdienst in Badensfurt.

Sonntag, den 3. Mai, nachm. Gottesdienst in Fortaleza.

Sonntag, den 10. Mai, Gottesdienst in Itoupavazinha.

Sonntag, den 17. Mai, Gottesdienst u. heil. Abendmahl in Pommerode.

Sonntag, den 24. Mai, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in Alto Rio do Teste.

Himmelfahrtsfest, den 28. Mai, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in Carijós.

Sonntag, den 31. Mai, vorm. Gottesdienst in Cerro.

Sonntag, den 31. Mai, nachm. Gottesdienst in Obere Nega.

Evang. Gemeinde Timbo.

Sonntag, den 3. Mai, Gottesdienst und Konfirmanden-Unterricht in Cedro Alto.

Sonntag, den 10. Mai, Gottesdienst in Rio Abda.

Sonntag, den 17. Mai, Gottesdienst und Konfirmanden-Unterricht in Santa Maria.

Sonntag, den 24. Mai, Gottesdienst in Timbo.

Himmelfahrtsfest, den 28. Mai, Gottesdienst u. Konfirmanden-Unterricht in Beneditto Novo (Schule bei El. Kreschmar).

Sonntag, den 31. Mai, Gottesdienst (Versammlung der Konfirmanden) in Indayal-Sandweg.

1. Pfingstfeiertag, den 7. Juni, Gottesdienst in Timbo.

2. Pfingstfeiertag, den 8. Juni, Gottesdienst in Cedro Alto.

Evang. Gemeinde Brusque.

Sonntag, den 3. Mai, Gottesdienst in Brusque, darnach Unterredung mit der konfirmierten Jugend.

Sonntag, den 10. Mai, Gottesdienst in Brusque.

Sonntag, den 17. Mai, Gottesdienst in Brusque.

Sonntag, den 24. Mai, Gottesdienst in Brusque.

Himmelfahrtsfest, den 28. Mai, Gottesdienst in Brusque.

1. Pfingstfeiertag, den 7. Juni, Gottesdienst in Brusque, darnach Unterredung mit der konfirmierten Jugend.

Religionsunterricht findet statt:

13. Mai in Holstein,

20. „ „ Tijucasstraße,

27. „ „ Schleswig,

3. Juni „ Sterntal.

Evang. Gemeinde S. Bento.

Sonntag, den 3. Mai, Gottesdienst in S. Bento; 3 Uhr nachm. Andacht und Kinderlehre in der Schule Wunderwald-Straße.

Sonntag, den 10. Mai, Gottesdienst in S. Bento; 3 Uhr nachm. Versammlung der Konfirmanden.

Sonntag, den 17. Mai, Gottesdienst in S. Bento; 3 Uhr nachm. Andacht und Kinderlehre in Serrastraße, Kil. 82.

Sonntag, den 24. Mai, Gottesdienst in Humboldt. Annahme der neuen Konfirmanden.

Himmelfahrt, 28. Mai, Gottesdienst in S. Bento.

Sonntag, den 31. Mai, Gottesdienst in S. Bento; 3 Uhr nachm. Andacht und Kinderlehre in der Wunderwald-Straße.

1. Pfingsttag, 7. Juni, Festgottesdienst, Beichte und Abendmahl in S. Bento; 3 Uhr nachm. Gottesdienst und Kinderlehre in der Serrastraße 82.

Sonntag, den 14. Juni, Gottesdienst in S. Bento; 3 Uhr nachm. Versammlung der Konfirmanden.

Sonntag, den 21. Juni, Gottesdienst in Humboldt.

Sonntag, den 28. Juni, Gottesdienst in S. Bento; 3 Uhr nachm. Andacht und Kinderlehre in der Schule Wunderwald-Straße.

Evang. Gemeinde Hammonia.

Die Gottesdienste werden durch Umsagen und Anschläge bekannt gegeben.

Verantwortlicher Schriftleiter: W. Mummelthay.

Druckerei des Urwaldsboten, Blumenau,
Estr. de Sta. Catharina, Brasilien.